

## Umsiedlung von West nach Ost, die Kirche als ein Ort der Kontinuität?



Franz-Christoph Michel<sup>1</sup>

Die Rahmenhandlung sei kurz beschrieben:

In Kindheit und Jugend wurden meine Frau und ich im üblichen protestantisch bürgerlichen Rahmen kirchennah erzogen und geprägt. Unsere Aktivitäten in der Kirchengemeinde waren entwicklungsbedingt mal intensiver, mal überschaubar bis nicht erkennbar. Teil der Kirchengemeinde zu sein, war eigentlich noch selbstverständlich, konfessionslose Mitschüler eher ein Kuriosum oder Zeichen von Eltern mit revolutionärer Gesinnung. So war wohl „der Westen“.

1993 zogen meine Frau und ich nach dem Studium in verschiedenen Städten Europas mit 25 und 30 Jahren in die Uckermark. Was uns heute selbstverständlich erscheint, war 1993 gefühlt eine Reise in ein fremdes Land. Ziemlich alle Lebensbereiche waren gedanklich und biographisch anders belegt. In jeder Lebenslage und jedem Lebensbereich wurde uns geduldig erklärt, wie die DDR so war und dass ein „Wessi“ vieles nicht verstehen könne, was sich hier so abspielt. Im privaten wie im öffentlichen Bereich. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Deutscher entwickelte sich in den ländlichen Gebieten der ehemaligen sogenannten DDR erst langsam. Im „Westen“ war und ist das teils bis heute nicht anders.

<sup>1</sup> Franz-Christoph Michel ist seit 1995 als Rechtsanwalt und seit 2009 als Fachanwalt für Agrarrecht zugelassen. Er ist staatlich geprüfter Landwirt und Mitinhaber des Landwirtschafts- und Forstbetriebes Gut Netzow, sowie Geschäftsführer eines Landwirtschaftsbetriebes in Spanien. Franz-Christoph Michel ist Stadtverordneter, Vorsitzender des Wirtschaftsausschusses der Stadtverordnetenversammlung Templin und Aufsichtsratsvorsitzender des städtischen Wohnungsbauunternehmens Woba-Templin-UM GmbH. Er ist Mitkommentator des HLBS-Kommentars „Landpachtrecht“ (2012).

Wir ließen uns auf einem landwirtschaftlichen Hof als Landwirte nieder. Als erstes Zeichen, dass wir zu bleiben beabsichtigen, wurde von unseren neuen Mitbürgern zutreffend die Geburt des ersten Kindes im Herbst 1993 im Templiner Krankenhaus – und nicht „zuhause im Westen“ – gedeutet. Dem folgten im Zwei-Jahresabstand weitere vier Kinder, ebenfalls geboren in Templin. Das Leben als Landwirt auf einem (anfangs) heruntergekommenen Gutshof und dann auch Rechtsanwalt erzeugte bei unseren neuen Templiner Mitbürgern viel Ver- und wenig Bewunderung.

Das Hineinfinden in diese Umgebung hat gedauert. Landschaftlich war unsere neue Heimat von Beginn an der schönste Ort zum Leben. Zu den Menschen um uns herum mussten wir und umgekehrt diese zu uns erst über einige Jahre Zugang und Vertrauen finden. Auch nach nunmehr über einem Vierteljahrhundert taucht bei unseren Gesprächspartnern immer noch unverhofft, ob in der Kommunalpolitik oder neuerdings im Gemeindegemeinderat, dieser Reflex auf, sich und die DDR-Historie zu erklären.

Einer der wenigen Bereiche, die sich auch im anderen Teil Deutschlands ähnlich anfühlte, war ohne Zweifel die Kirche. Die Lieder von Paul Gerhardt, die Liturgie, das Glaubensbekenntnis hatten etwas sehr Altes, Verbindendes. Wir blickten mit der Erwartung auf die Kirche in unserer neuen Heimat, dass sie, die in Leipzig und der übrigen DDR ganz vorne beim Sturz des alten Regimes dabei war, das Zusammenwachsen und die Gestaltung der nunmehr gemeinsamen so heterogenen Gesellschaft begleitet und formt. Ansätze dazu gab es genug. Auf allen politischen Ebenen hatten „Kirchenleute“ politische Ämter und Funktionen besetzt. Unser damaliger Ministerpräsident Manfred Stolpe gehörte zuvorderst dazu.

Zu unserem Erstaunen hörten wir eine Verkündung von der Kanzel, die wenig mit unserem Hochgefühl der frisch erlangten und gelebten Einheit zu tun hatte. Anstelle des eben noch in unserer Wahrnehmung dominierenden Ringens mit der DDR-Obrigkeit trat fast lückenlos die Fundamentalkritik an der Wiedervereinigung, der gemeinsamen Republik und deren Regierung. Alles war tendenziell ungerecht und die Westdeutschen, die in den neuen Bundesländern wirkten, waren allesamt suspekt, wenn nicht gar Betrüger, aber auf jeden Fall zu reich. Das war anfangs harter Tobak und es hat lange gedauert, bis wir, gefühlt unmittelbar von dieser Philippika angesprochen, die Verunsicherung hinter dieser Rede erkannten und damit umgehen lernten. Kurzum: die Kirche war zunächst wider Erhoffen kein Ort der gewohnten Normalität, der vertrauten Gedanken. Es brauchte bis zur Konfirmation der ersten Kinder, um in der Kirchengemeinde anzukommen und Zugang zu den uns zunächst befremdlichen Ge-

danken zu finden. Vielleicht lag es aber auch daran, dass die politischen Gedanken der Prediger reiften.

Liest man den dramatischen Rückgang der Kirchenmitglieder, bleibt der Eindruck, dass die Kirche in den letzten drei Jahrzehnten zumindest in den neuen Bundesländern eine große Chance verpasst hat. Die Kirche „im Osten“ war beim Fall der Mauer fast ein Synonym für politische und gesellschaftliche Erneuerung und Befreiung. Fast so, als ob sie von der Entwicklung überrumpelt war, nutzte sie nicht die Gelegenheit, den Vielen einen neuen Halt und Inhalt zu geben, die ideologisch mit dem Ende der DDR nur noch Sinnleere sahen. Dabei waren mehrere Kita- und Klassenkameraden unserer Kinder neugierig auf Kirche. Die dazugehörigen regelmäßig kirchenfernen Eltern waren weitestgehend davon angetan, wenn wir ihre Kinder mit in den Sonntagsgottesdienst nahmen. Bei manchen war es wohl eine heimelige Erinnerung an eine noch kirchennahe Großmutter, bei anderen schlicht der Wunsch, dass ihr Kind überhaupt sich an etwas orientierte. Das eine und andere dieser Kinder ließ sich dann auch taufen und konfirmieren.

Schwer zu sagen, ob „Werbung“ mit weltanschaulicher Konnotation zu sehr an die Anwerbung der Stasi erinnerte. Jedenfalls spüren wir bis heute durchgängig eine deutliche Zurückhaltung kirchlicher Würdenträger aber auch der Gemeindeglieder zu jeglicher Mission im eigenen Land. So mutig die Auflehnung gegen den DDR-Staat war, so laut der Verlust von Kirchenmitgliedern wegen staatlicher Repressionen jahrzehntelang beklagt wurde, so verzagt erscheint die Kirche heute, wenn es darum geht, von der Nischenexistenz in der DDR sich in einer pluralen Welt selbstbewusst zu öffnen und zu zeigen. Die Kirche lebt nicht von der Selbstvergewisserung, sondern von der Weitergabe des Glaubens. Und das nicht nur durch die Taufe von Kindern. Dabei bleibt aber auch die Frage an uns selbst, ob wir uns in diesem fast vollständig säkularen Umfeld ausreichend klar und erkennbar zur Kirche bekennen und als Vorbild für Suchende erkennbar sind. Wir sehen den Zulauf zu den freikirchlichen Gemeinden. Wir sehen mit Sorge, dass die evangelische Kirche im lutherischen Kernland ihre Botschaft nur sehr verhalten in die Öffentlichkeit trägt.

So hoffen wir, dass unsere Nachkommen nicht in einer völlig säkularen Uckermark aufwachsen.